

Fieldgeistlicher

bei

Legion

Condor

4020 071



4020-071 8

Spanisches Kriegstagebuch eines evangelischen Legationspfarrers

Feldgeistlicher
bei
Legion Condor

von

Karl Keding



35.—38. Tausend

Ostwerk - Verlag / Berlin C 2

Rom, den 1. 12. 1937

Drei Tage Aufregungen liegen hinter mir. Von früh bis spät Lauferei, Papiere besorgen, Vertretung regeln, Meldungen hier und dort, Ausrüstung beschaffen, packen. Heute früh noch im Dunkeln brachte mich eine Taxe zum Tempelhofer Flughafen, 2 Uhr mittags landeten wir bereits in Rom. Ohne Zwischenlandung ist unsere tüchtige Du 52 über die liebe deutsche Heimat gebraucht, mehr als eine halbe Stunde durften wir aus 4000 Meter Höhe bei prachtvollem Sonnenschein die gewaltigen Alpen bewundern, über Venedig gaben Wolkenlöcher ab und an einen Blick frei auf diese eigentümliche Küste, über den Apenninen hat's uns tüchtig gerüttelt durch manche Böenserie. Dann Landung in Rom, Autotaxe, Hotel, schnell etwas gegessen und auf zur Besichtigung des „ewigen Rom“. Jeder Taxichauffeur ist hier Fremdenführer, weiß genau, was die Herren Tedesci interessiert: Colosseum und Forum Romanum, Capitol und Pantheon, Petersdom und Vatikan, Heldendenkmal und die Geschichtsdarstellung des Imperiums in Reliefs, Palazzo Venezia und Forum Mussolini. Der Geist wehrt sich gegen die Überfülle neuer Eindrücke in solchem Tempo. In vier Stunden 3000 Jahre Weltgeschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Religionsgeschichte, Kriegsgeschichte — „das ist zu viel für einen einzelnen“. Um Rom wirklich zu erleben, dazu müßte man Zeit haben. Tage, Wochen. Und in Urlaubsreisestimmung sein, un-

beschwert. Wir aber sind auf der Reise zur spanischen Front.

Das muß man den Italienern lassen: sie behandeln ihre deutschen Freunde nach allen Regeln der Gastfreundschaft. Wir sind großartig in einem erstklassigen Hotel untergebracht, haben vorzüglich gegessen. Morgen in aller Frühe geht's weiter, Richtung Sevilla.

Sevilla, den 2. 12. 1937

Ich stelle mir vor, daß ein Beamter des imperium romanum vor 2000 Jahren von Rom nach Sevilla solange brauchte wie heute ein Reisender von Berlin nach Brasilien. Heute schafften wir es mit unserer Tu in knapp zwölf Stunden. Man gewöhnt sich an alles, auch an das zuerst recht komische Gefühl, mit einem Landflugzeug in 50 Meter Höhe einen Tag lang über das Mittelmeer zu fliegen. Schwimmwesten und Gummiboot erinnern allerdings ständig an die Möglichkeit einer „Landung“ im feuchten „Bach“. Eine Abwechslung bot die interessante Landschaft Sardiniens mit ihren runden Steinfestungen aus vorgeschichtlicher Zeit. Als wir spanischen Boden „betreten“, südlich Malaga, war der Empfang reichlich unfreundlich. Die Böen im Gebirge waren nicht von schlechten Eltern. Wir taten gut, uns festzuznallen. Eine Zeitlang schien es so, als kämen wir gar nicht gegen den Weststurm voran. Durch Wolkenlöcher sahen wir mehrere Male immer noch dieselbe Gegend unter uns. Aber das war wohl nur, weil wir die nötige Höhe er-

klettern wollten, um das Gebirge gefahrlos zu schaffen. Um so freundlicher dann der Empfang in Sevilla. Die Unterbringung im Hotel Christina ist prima, und erst die Verpflegung! Ist hier wirklich schon jahrelang Krieg? Die Luftschuhabdunkelung ist zunächst das einzige, was daran erinnert. Ich beobachte einige Deutsche in Legionärsuniform am Nebentisch. Unteroffiziere, die hier einige Tage Erholungsurlaub genießen, erklärt mir der Dolmetscher-Reisefkamerad. Ein Ober — Verzeihung: camareiro, also Kammerherr — und zu seiner Unterstützung ein „Unter“ bedienen diesen Tisch mit den drei Gästen. Ich freue mich: welch ein Wandel! Als ich vor fünfzehn Jahren meine polnisch gewordene Heimat verließ und in Brasilien ankam, da waren wir jungen Deutschen die Bestverachteten, brauchten Jahre, um uns erst einmal durchzubeißen, Achtung zu verschaffen. Verlorener Krieg und Inflation bedeuteten für uns nicht nur einen schlappen Beutel, sondern vor allem ein verachtetes Vaterland. Es war noch allerhand, wenn ein Kellner sich herbeiließ, uns zu bedienen. Ob die Jungen da am Nebentisch die Größe dieses Wandels ahnen? Und das alles, weil ein Mann aus unserer Frontgeneration die Zügel in die Hand nahm und Deutschland wieder zu Ehren brachte!

Nach Tisch bummeln wir durch die Stadt. Hier zeigt der Krieg schon ganz anders sein Gesicht. Trotz der Abdunkelung wimmeln die Straßen von Uniformen. Es ist wie einst in einer Etappenstadt der Westfront, in Lille etwa oder in Kortrijk; Zivilisten sind kaum zu sehen. Viele Verwundete, an deren Gesichtern man sehen kann, daß

sie vielleicht heute ihren ersten Ausgang haben. Dazwischen junge Mädchen, die in Pappkartons Zigaretten sammeln für die Lazarette. Eigentümlich, daß sie alle so auffallend geschminkt sind. Sind doch junge, frische Mädels, hätten es doch gar nicht nötig. Es scheint jedoch zum guten Ton zu gehören. Alle Frauen hier sind „Gemälde“, selbst in der Kathedrale, die wir gerade zur Zeit der Abendandacht betreten. Sie ist ein gewaltiges Bauwerk. Die Westgoten haben schon an ihr gebaut, dann die Araber. Der erste Eindruck ist: dies ist schon gar nicht mehr eine Kirche, es ist ja eine mit einem riesigen Dach überdeckte Stadt von lauter Kapellen und Kirchen. An einer Stelle im Mittelschiff sitzt unter rotem Baldachin in ebensolchem Gewande ein Priester und predigt. Ich beobachte interessiert eine ganze Weile diesen „Kollegen von der andern Fakultät“. Er redet, scheint es, schon lange, aber immer noch kommen Leute, Männer, Frauen aller Altersschichten, hohe Offiziere und Soldaten. Viele stehen, viele holen sich ein Klappstühlchen von irgendwoher. Es mögen mehrere Hundert sein. Der Priester spricht monoton und ziemlich leise, ohne jede Rhetorik. Trotzdem sieht man in Haltung und Gesichtern der Gemeinde, wie sie mitgeht. Ob es der Erzbischof selber ist? Man spürt, hier ist die Kirche eine große Macht. Ich ziehe unwillkürlich Vergleiche. Auch der Petersdom in Rom wimmelte von Besuchern, aber der Eindruck war Museumsstimmung und interessierte Kunstbetrachtung. Hier aber ist Andacht, ernstes Verlangen. Land im Krieg! In der schrecklichsten Form: Bürgerkrieg.

El Burgo de Osma, den 7. 12. 1937

Hier habe ich nun ein Standquartier. Auf dem nahen Flugplatz steht die Hauptangriffswaffe der Legion, das gewaltige Bombengeschwader. Dazu rasche Jäger und Aufklärer, rundherum einige Flaks. Hier werde ich also zunächst mein Hauptarbeitsgebiet finden.

In Burgos, der Hauptstadt der Franco-Bewegung, im Stabsquartier der Legion, habe ich Major D. getroffen, einen alten Bekannten vom Orterkursus im Lager Lechfeld. Er hat ein wichtiges Amt beim Stabe. Eine Stunde lang sitze ich bei ihm und sehe seine Arbeit. Zwei Telephone stehen auf seinem Tisch und fordern ihn abwechselnd, manchmal zugleich. Ordonanzen kommen mit Meldungen, gehen mit Befehlen. Zwischendurch notiert er Gedanken für den Tagesbefehl. Hat der Mann Nerven! Und eine Verantwortung!

Beim Befehlsstab in Almazan habe ich mich auch gemeldet. Der Oberbefehlshaber empfing mich äußerst liebenswürdig. Auch hier gewann ich den starken Eindruck von der Vielgestalt und Bürde eines hohen Stabes. Eine Gefechtsmeldung jagt die andere, Wichtiges muß von weniger Wichtigem geschieden werden, rasche Entschlüsse müssen gefaßt werden.

Ich bin doch froh, daß ich mein Standquartier hier in El Burgo, abseits der hohen Stäbe, aufschlagen kann. In der ständigen Unruhe dort würde ich keine Ruhe für meine Vorbereitungen finden. Hier bin ich bei einem spanischen Arzt einquartiert. Die Dame des Hauses

selber wies mir mein Zimmer an: den Salon, die kalte Pracht. Hier darf ich mich ausbreiten. Im anschließenden Kabinett steht Bett und Waschtisch. Ofen? Fehl-anzeige. Wir sind ja im „sonnigen Süden“. Das Thermometer zeigt fünf Grad im Zimmer. Draußen ist Frost. Die Familie sitzt drüben im Mantel um den runden Esstisch, die Füße unter dem Tisch auf dem Kohlenbecken. Bei mir ist es reichlich ungemütlich. Die Finger werden klamm beim Schreiben. Das Licht- und Kraftwerk am Fluß ist überlastet. Die Birnen brennen nur mit halber Kraft. Ich nehme Kerzen zu Hilfe.

Gestern nachmittag, als ich eintraf, wurde ich sofort zum Kaffee eingeladen. Scheinbar war man überrascht, als ich ankam. Eine Einladung gehört wohl zu den Formen der Gastfreundschaft in diesem Lande und will gar nicht ernstgenommen werden. Ähnlich war es heute früh auf dem Marktplatz. Ich stehe mit Dolmetscher B. neben einem dem Stabe gehörenden Opel und warte auf Major K., um zum Platz hinauszufahren. Die Tochter des Bürgermeisters kommt vorbei. Der Dolmetscher grüßt sie und wechselt einige Höflichkeiten. Sie bewundert den Wagen, darauf er: „Ihr Eigentum, Señorita!“ Sie dankte ebenso höflich. Das gehört zum guten Ton hierzulande, sagt mir dann der Landeskundige.

Ich freue mich, daß ich mich auf Grund meiner brasilianischen und französischen Sprachkenntnisse schnell in die Landessprache einhöre und schon einige Sätze zur Unterhaltung meiner Quartierwirte sagen kann. Natürlich immer mit dem Wörterbuch in der Hand. Also gestern

beim Kaffee: ich strecke meine kalten Füße mit unter den warmen Familientisch. Die Hausfrau, die Tochter des Hauses und die Stütze, scheinbar eine Verwandte, springen auf und eilen in die Küche. Der Doktor verabschiedet sich, er muß ins Krankenhaus. Ich bleibe allein. Nach einer Weile kommt die Señora und bringt auf einem Teller eine Weißbrotschmelze. Ich möchte schon ruhig essen, der Kaffee käme gleich. Wieder bin ich allein. Nach zehn Minuten ist das Brötchen verdrückt. Dann kommt ein Schälchen Schokolade, die ich wieder allein trinken darf. Dann kommt ein Eiergebäck, eine Art Omelette. Erst als ich das verzehrt habe, setzt sich die Dame des Hauses dazu und versucht eine Konversation. Am meisten interessiert sie, daß ich ein capelan (Kaplan) bin. Sie ist erstaunt, bei den Deutschen christliche Seelsorge zu finden. Scheinbar hat das Schlagwort von den „blonden Heiden“ bei ihr gläubige Ohren gefunden. Ob ich dann auch einmal in der Kathedrale eine Messe lesen würde? Sie gehe jeden Morgen um 6 Uhr zur Frühmesse. Sie wird merklich kühl, als ich ihr erkläre, daß ich evangelischer Feldgeistlicher bin. Einen Kezer unter ihrem Dach zu beherbergen, scheint ihr kein angenehmes Gefühl zu sein. Ein Glück, daß die Tochter dazu kommt. Sie ist Ortsführerin der Falange-Mädels, hat in Madrid die Höhere Schule besucht und erzählt mir von der Geschichte des Städtchens. Die Burguine drüben am Fluß soll noch aus keltischer Zeit stammen. Die Römer hätten dann hier ein Kastell gehabt, die Westgoten eine Stadt gegründet. In der Araberzeit sei hier eine der wichtigsten Burgen gewesen. Besonders in der Zeit der Recon-

quista, als das zum Nationalbewußtsein erwachende Spanien in jahrhundertelangen Kämpfen den Arabern wieder die Heimat entriß. Das Dourotal war eine der stärksten Widerstandslinien der Araber, El Burgo de Osma einer ihrer wichtigsten Stützpunkte. Ich mache mir so meine Gedanken. Damals war hier die Front des Abendlandes gegen den gewaltigen Feind, den Islam, der seine Kultur und wesensmäßige Existenz bedrohte. Und germanisches Blut, von Nachkommen der Westgoten, floß hier stellvertretend für das ganze Abendland. Der Kampf ging damals unter dem Zeichen: „Kreuz gegen Halbmond“. Heute ist wieder in diesem Lande, in diesem Tale germanisches Blut eingesetzt gegen einen dem ganzen Abendlande gemeinsamen Feind, den Weltbolschewismus. Auch diesem ist das Zeichen des Kreuzes ein Ärgernis. 700 Priester und Nonnen sollen bereits wegen ihres Glaubens auf der roten Seite hier in Spanien hingerichtet worden sein. Und das Erschreckende ist: ganze Völker dieses bedrohten Abendlandes sind blind für diese Gefahr, stellen sich gar auf ihre Seite.

Mit ähnlichen Gedanken begann ich heute meinen Vortrag im Saal des Seminario vor den Männern einer Kampfstaffel. Es war eine richtige Kasernenstunde wie daheim. Ich zeigte auf, wie die religiöse Frage, die Frage nach dem rechten Glauben an Gott, seit jeher in die Völkerkämpfe hineingespielt hat, oder wohl gar ihr entscheidender Grund war. Goethes Wort führte ich an: Die ganze Weltgeschichte sei letzten Endes ein ewiger Kampf zwischen Glaube und Unglaube. Der Todfeind aller Religionen und aller Kultur, der Bolschewismus, sei

angetreten im Zeichen der Leugnung Gottes. Das Dritte Reich als Vorkämpfer gegen den Bolschewismus sei im Gegensatz dazu aufgebaut auf der Voraussetzung, daß Gott „ist“! Wir alle haben auf den Führer einen heiligen Eid geschworen „vor Gott“. Wer, was, wo und wie ist nun dieser Gott? Ich führte aus, daß die Existenz der Natur mit ihren ewigen ehernen Gesetzen und ebenso die Geisteswelt mit ihren sittlichen Gesetzen und deren Widerhall in dem Gewissen auf einen Gesetzgeber schließen lassen, und daß die Geschichte der Völker wie das Schicksal des einzelnen Menschen eine persönliche Macht ahnen lassen, die über dem Geschehen waltet. Aber mit der Anerkennung solch eines „höheren Wesens“, ob wir es Gott nennen oder Allah oder Vorsehung, ist dem Menschen nicht geholfen. Ich will wissen, wie dieser Gott ist! Ob unbarmherziges Schicksal, unpersönliche Gesetzesmäßigkeit, willkürlicher Despot, dem ich auf Gedeih und Verderb ausgeliefert bin. Ich will wissen, was dieser Gott, wenn er ein persönlicher Gott ist, mit mir vor hat, wenn er mich gerade hier und gerade jetzt und gerade so leben läßt, warum dieser Gott Glück und Unglück gerade so, wie ich es erfahren muß, austeilt. So wird die Frage nach Gott die Frage nach dem Sinn des Lebens. Dann gehe ich über zu den verschiedenen Versuchen, diese entscheidende Frage zu beantworten, Religionen, Philosophien, und weise mit der so herrlich klaren, logischen Beweisführung Kants nach, daß unser menschliches Denken gar nicht in der Lage ist, die Antwort zu finden, weil dieser rätselhafte Gott außerhalb der Grenzen unseres Verstandes, außerhalb der drei Dimensionen unseres Denkens

ist. Alle unsere Deutungen und Aussagen können also immer nur Versuche sein, „Hypothesen“, die leider alle der Wirklichkeit des Lebens nicht standhalten. Es bleibt nur dies eine: daß dieses unfaßbare, übergewaltige „höhere Wesen“, das wir Gott nennen, aus freiem Willensentschluß in den Kreis unseres Denkens eintritt. Das ist logisch möglich. Sonst wäre er ja nicht Gott, das heißt also allmächtig. Und diese Möglichkeit ist Wirklichkeit geworden. Das ist der Inhalt der frohen Botschaft unseres christlichen Glaubens, besonders des bevorstehenden Weihnachtsfestes. In der Menschengestalt Jesus Christus ist Gott, der unfaßbare, ewige Gott, in die Menschenwelt hineingekommen. Er hat gleichsam sein ganzes Wesen, so viel wie wir Menschen brauchen zum Leben und zum Sterben, hineingepackt in diese eine Gestalt, die wir deshalb Gottes Sohn nennen. Das heißt also: wer wissen will, wie Gott ist, der kann auf Jesus sehen: so ist Gott. Wer wissen will, wie Gott über uns denkt, was Gott unserem Leben für einen Sinn gibt, der soll auf Jesus hören: sein Wort ist Gottes Wort. Und dessen Antwort auf die Gottesfrage heißt, wie E. F. Meyer es einmal klassisch ausgedrückt hat: „Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen, doch will er treu sich allezeit mit uns verbünden.“ Gottes Wesen ist also Treue. Auch gegen jeden Augenschein dürfen wir darauf vertrauen: Gott will unser Bestes. Er will den rechten Weg zeigen und führen, will uns Kraft geben, wenn unsere Kraft versagt. Er will uns stark machen, tapfer zu leben, und wenn er unser letztes Stündlein schlagen läßt, will er uns Kraft geben, auch tapfer

zu sterben. So gibt er uns auch den Sinn alles Lebens: Treue! „Die Treue steht zuerst, zuletzt im Himmel und auf Erden, wer ganz die Seele dreingesetzt, dem soll die Krone werden.“ (E. M. Arndt.) So gibt er uns auch durch Christus die Gewißheit, daß dieses unser Leben nur ein Stück ist aus dem großen ewigen Leben, das Anfang und Ziel unseres Kampfes ist. Und ich schließe mit dem Hohenlied des christlichen Glaubens Römer 8: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eingeborenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegen, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken . . . Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben . . . mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.“

Ich war selber erstaunt, daß es mir gegeben war, dies alles in 45 Minuten zu sagen. Und ich freute mich, wie aufmerksam die Männer zuhörten. Ich schlug dann vor, die noch übrigen 15 Minuten dieser Stunde für eine Aussprache zu verwenden, und fand zu meiner Freude tatkräftige Unterstützung bei dem Staffelpatän, Oberleutnant St. Er ging auch selbst mit gutem Beispiel voran und stellte einige Fragen, denen sich dann weitere Kameraden anschlossen. Sie gingen alle in der Richtung: „Die Botschaft höre ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“. Gibt es Beweise für die Botschaft des Christentums? Jawohl, habe ich geantwortet, diese Beweise gibt es. Allerdings nicht auf die Art, wie man es früher versuchte, Gott zu beweisen, mit Aufwand logischer Verstandesätze. Der einzige, aber vollgültige Beweis ist

der Beweis des Lebens. Zunächst hat Gott selber sich zu den Aussagen Jesu Christi bekannt, indem er ihn nicht dem Tode ließ, sondern ihn auferweckte zu neuem Leben, so daß er sagen konnte: „Ich bin bei euch bis an der Welt Ende“. So muß also ein Mensch, der sich von diesem gegenwärtigen Christus erfassen läßt, anders sein als der natürliche Mensch, der aus sich selbst lebt. Und dafür hat die Geschichte der Christenheit Beispiele genug: Männer und Frauen, die aus der Kraft dieses Christus über sich selbst hinaustwachsen und das Leben meistern, allen Widerständen zum Trotz. Bismarck nannte ich und Zeppelin und Menschen, die durch Christus, von einem wunden Gewissen geheilt, zu Segensbringern geworden sind wie Luther; Menschen, die die natürliche Todesangst aus der Kraft Christi überwandern und so zu starken Helden wurden, wie sie die Kriegsbriefe gefallener Studenten aufweisen oder Gorch Fock und Walter Flex. Ich schloß dann mit dem persönlichen Bekenntnis, daß mir der unglückliche Ausgang des Krieges, an dem ich von Anfang bis Ende teilnahm, den Glauben an den Gott meiner Kindheit zerschlagen habe, daß ich zehn Jahre dann wie ein Rohr im Winde von den verschiedensten Lebens- und Gottesanschauungen hin und her getrieben wurde, bis mir die christliche Überzeugung geschenkt ward. Seitdem wußte ich Weg und Ziel, Kraft und Lebenssinn. Und das mache froh und frei. Und ich wußte mir keinen schöneren Dienst, als diese meine Erfahrung weiterzugeben an jeden, der sie hören wolle.

Damit war die Stunde zu Ende. Ich erbot mich, noch in kleinerem Kreise weitere Fragen zu beantworten. Und

tatsächlich blieben etwa zehn Mann zurück. Wie sich herausstellte, fast alles Piloten, die besonders Interesse hatten für die Hilfe, die der christliche Glaube zur Überwindung des Todes anbietet. Es war wirklich eine Herzensfreude, wie ehrlich diese Männer, die täglich dem Tode ins Angesicht schauen, vom „inneren Schweinehund“ zu reden wußten. Nun, auch ich habe ihn im Kriege kennengelernt. Wir haben wohl noch fast eine Stunde zusammengesessen und schieden mit herzlichem Händedruck. Aber ich habe das Gefühl, als hätten die Männer den Verdacht, ich könnte ihnen ihre besondere Lage nicht nachempfinden. Die 20 Jahre seit dem Kriege lassen scheinbar das Weltkriegserlebnis bei der jungen Generation nicht mehr ganz vollgültig erscheinen. Vielleicht hat sich tatsächlich in diesen zwei Jahrzehnten die Erinnerung verschoben? Ich werde morgen den Gruppenkommandeur um die Erlaubnis bitten, mich einige Male über den Feind mitfliegen zu lassen. Ich könnte mir denken, daß heute abend mancher gedacht haben mag: der Mann hat leicht reden von Tapferkeit und Einsatzbereitschaft. Der bleibt schön im Quartier, wenn wir „Einsatz“ fliegen.

El Burgo de Osma, den 11. 12. 1937

„Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein“. Ihr seid zu beneiden, ihr jungen

Kameraden der Luftwaffe, die ihr bei jedem Feindflug neu euer Leben gewinnt. Zehnmal so intensiv lebt ihr im brausenden Rhythmus von Einsatz zu Einsatz. Mit leidenschaftlicher Glut liebe ich selber die Fliegerei seit jenem 6. April 1918, als ich nach dreißig Schulflügen am Doppelsteuer meinen ersten Alleinflug machen durfte. Wie ist es herrlich, dieses stolze Bewußtsein, teilzuhaben am Sieg des Menschengestes, wie weitet sich die Brust, wie pulst das Blut im Bestehen der Gefahr. Seitdem sind fast zwanzig Jahre vergangen. Sie haben mich ruhiger, gefestigter gemacht. — Ich habe euch zweimal begleitet dürfen auf euren Flügen über den Feind, ihr jungen Kameraden. Da war es mir, als seien die zwanzig Jahre wieder abgefallen von mir drüben hinter Zaragoza, über Candanos und Bujaraloz. Im gemeinsamen Erleben, in gemeinsamer Spannung, in gemeinsamer Gefahr wuchs ich hinein in eure Gemeinschaft. Jetzt kann ich es euch noch tiefer nachfühlen, daß ihr eure Waffe liebt mit allen Fasern eures jungen Herzens. Ich habe ja nur ganz bescheiden auf dem Platz des Bordmonteurs sitzen dürfen, während jener hinten mit seinem MG. gegen die Feinde hämmerte. Aber ich habe genug gesehen: als die Flaks des Flugplatzes von Bujaraloz mit unsichtbaren Armen in unsere Viertausend-Meter-Höhe hinaufgriffen, als ihre Sprengwölkchen in verdächtiger Nähe auftauchten, da sah ich die eiserne Ruhe des Piloten neben mir. Die Rückenmuskeln traten stark hervor, die Augen gewannen einen metallischen Glanz, der ganze Mann ein Urbild gesammelter Kraft. Ich habe die kühnen Jäger gesehen, die sich schützend einem Rücken-

schwarm von „Katas“ entgegenwarfen. 1 zu 4 soll das Verhältnis gewesen sein. Aber ihr zähes Draufgehen im Geist von Boelcke und Richtshofen zwang die Roten, von uns abzulassen. Fünf Trommeln hatte unser MG.-Schütze bereits auf diese gefährlichen Gegner verschossen.

Unsere Bombenstaffel flog in Dreierkette eng aufgeschlossen dicht hinter der Führerkette, jedes Flugzeug sauber auf Vordermann, jede Kette einige Meter höher als die vordere. Ich saß im rechten „Kettenhund“ der vierten Kette.

Einige weiße Wölkchen in der Nähe holen meine Aufmerksamkeit vom Jägerkampf zurück zum Geschwader. Das Feuer der Flakbatterien unten liegt nicht schlecht. Da, plötzlich — eben sah ich doch noch unseren Vordermann auf etwa 50 Meter vor uns — was ist auf einmal los? Unwillkürlich fährt meine Hand nach den Augen, als sei da ein Schleier fortzuweichen, eine dichte schwarze Wolke entzieht das Flugzeug vor uns meinen Blicken, schon geht ein harter Stoß durch unser eigenes, wird vom Piloten sauber pariert, irgend etwas schlägt hart gegen unseren Rumpf oder Flügel, da ist auch schon die Rauchwolke unter uns verschwunden. Der Platz unseres Vordermannes ist leer. Ist das Flugzeug explodiert? War es ein Volltreffer? War es Selbstzündung? Ich weiß es nicht. Ein Ereignis von zwei Sekunden — aus, vorbei. Mir hat es doch innerlich einen ordentlichen Ruck gegeben, als mir klar wurde, fünf deutsche Männer sind nicht mehr unter den Lebenden, haben ihr junges Leben dahingegeben für Spaniens Zukunft. Fieberhaft sagen sich die Gedanken: nur Spanien? . . . Deutsche Waffen-

ehre . . . Deutscher Einsatz gegen den Weltfeind, also Tod für Deutschland, Heimat, Glaube, Zukunft . . .

Das Geschwader braust unbeirrt weiter. „Kann dir die Hand nicht geben, dieweil ich eben lad, bleib du im ew'gen Leben mein guter Kamerad“. Das Ziel rückt näher. Der Flakbeschuß wird heftiger. Ob der Tod unter den Kameraden hinter uns seine Ernte hält? Noch sehe ich vorne in der „Kanzel“ den Leutnant angespannt am MG. Ausschau halten nach feindlichen Tägern, da lösen sich auch schon vorn bei der Führerkette die Bomben vom Rumpf. Sie fallen kurz hintereinander. Die anderen Ketten folgen dem Beispiel, unser Leutnant bedient das Zielgerät, auch unsere Bombenkästen werden leer, Tod und Verderben regnet so mit über 100 Bomben hinab auf den feindlichen Flugplatz. Ob sie treffen? Ich kann von meinem Platz davon nichts sehen. Schon hat die Führerkette geschwenkt, Richtung „Heimat“, die Staffeln folgen. Nach Verabredung wird die Marschordnung gelockert. Der Flakbeschuß kann so schnell der Schwenkung nicht folgen, bald sind wir aus seinem Bereich.

Als wir daheim landen und die Besatzungen zur Besprechung zusammentreten, sind die Gesichter ernst und bleich. Die Namen der gefallenen Kameraden werden genannt, die Treffer an den Flugzeugen werden gezählt und gemeldet, Munitionsverbrauch wird festgestellt, Erfahrungen werden zu Berichten zusammengefaßt. Noch keiner hat so recht Zeit zum Nachdenken. Aber am Abend im Quartier, da werden sie miteinander reden von den Kameraden. Was sie dem einen oder anderen bedeuteten. Gemeinsame Erlebnisse werden wieder auftauchen, die

Frage nach Sinn und Zweck ihres Sterbens wird sich ihnen aufdrängen. Es war gut, daß ich gerade bei Männern am selben Abend Kasernenstunde halten durfte, die das alles miterlebt hatten. Da habe ich vom Sinn des Lebens und Sterbens gesprochen und von der gewissen Hoffnung, die unser Christenglaube uns schenkt. Ich zitierte Gorch Fock: Fall ich, so fall ich doch immer nur in die offene Hand meines göttlichen Vaters. Ganz von selbst wurde der Vortrag zur ernstesten Feierstunde. Das Lied vom Kameraden haben wir gesungen. Ich hatte acht darauf, daß wir nicht ins Sentimentale abglitten oder in Trauer steckenblieben. So schloß ich mit der Parole: Aber Gräber vorwärts! und dem Lied:

Ich hab mich ergeben
mit Herz und mit Hand
dir, Land voll Lieb und Leben,
mein deutsches Vaterland.

Ach, Gott, tu erheben
mein jung Herzensblut
zu frischem, freudgem Leben,
zu freiem, frommem Mut!

Laß Kraft mich erwerben
in Herz und in Hand,
zu leben und zu sterben
fürs heilige Vaterland!

Als wir am nächsten Tage in der Frühe zum Einsatz bereit an unseren Maschinen standen, da hatte ich doch den Eindruck, als sei die Stimmung aller erregter als beim Start am Vortage. Einige verlustlose Wochen hatten wohl eine gewisse Sorglosigkeit erzeugt. Die war nun wie fortgeblasen. Der große Verlust des Vortages war doch allen gehörig in die Glieder gefahren. — Den Fallschirm umgeschlallt, ging ich vor dem Flugzeug hin und her, die Zeit bis zum Startzeichen zu vertreiben und der Erregung ein Ventil zu geben. Ich kam mit dem Piloten ins Gespräch: „Herr Pfarrer, ich habe keine Angst. Ich sage mir bei jedem Start, wenn der Herrgott mich oben braucht, wird er mich von dieser Erde abrufen. Aber wenn er mich weiter hier unten braucht, wird er mich leben lassen.“ Ich habe dem Mann herzlich die Hand gedrückt, zunächst in der starken Freude, die Gesinnungs- und Glaubensgemeinschaft schenkt. Aber dann habe ich auf dem Fluge und in den Tagen danach immer wieder über diesen Satz nachgedacht. Gibt es einen schöneren Beweis für den Wert des Christenglaubens im Soldatenleben? Gibt es eine bessere Abfuhr für die Redereien, das Christentum mache den Mann schlapp? Und dann: aus diesem jungen Soldaten, seinen Worten und seiner Haltung, klingt nicht nur Arbeitswille, Dienstbereitschaft und Freude an der Aktivität, wie sie wohl von Natur her jedem gesunden jungen Deutschen eignet. Hier zeigt sich auch, daß die christlichen Tugenden Demut und Ergebung in Gottes Willen nicht in fatalistischem Die-Dinge-laufen-lassen ausmündet, sondern in Furchtlosigkeit und Tat. Und schließlich: unbestreitbar sind wohl

zwei der schönsten Früchte am Baum des evangelischen Christentums der rastlose Fleiß und die bekannte Pflichtauffassung, unter denen Preußen groß und zur Keimzelle des Zweiten Reiches wurde. Luther hat's aus der Bibel geholt, dieses neue „Ethos der Arbeit“. Gottesdienst hat er die Arbeit im Dienste des Nächsten genannt, treu sollen wir sie leisten dort, wo Gott uns hinstellt, oder wie der Pilot sagte, wo Gott uns braucht. Der Gottesdienst am Sonntag, so meint Luther, hat diesen Namen, weil Gott uns da dient, und zwar durch das Medium von Wort und Sakrament, damit wir um so treuer und besser am Alltag Gottesdienst leisten können da, wo Gott uns braucht. — Es ist auch völlig schief, zu meinen, die christliche Vorstellung vom „Himmel“ oder „ewigen Leben“ sei so, daß die Seelen in aller Ewigkeit nichts anderes zu tun hätten, als Halleluja zu singen, wie die Spötter drastisch aber treffend diese weitverbreitete Meinung darstellen. Jesus jedenfalls hat nichts davon gesagt. Er verkündete als Ziel und Aufgabe, das „Reich Gottes“, also Gottes Herrschaft über die Menschenherzen, aufzurichten und am Ende der Tage zu vollenden. Im Ringen um dieses Ziel steht seitdem die Welt. Jesus hat in vielen Gleichnissen dies Gottesreich dem Verständnis nahebringen versucht. So auch in dem Gleichnis von den anvertrauten Jentnern, Matth. 25. Der dritte, der mit seinem Anvertrauten nicht arbeitet, wird bei der Abrechnung verdammt. Die andern beiden, die fleißig waren, werden ihren Fähigkeiten entsprechend mit neuem Dienst belohnt und nicht mit einem „wohlverdienten Ruhestand“. „Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über



viel setzen." Das heißt doch: je treuer hier, desto schöner der Dienst dort. Ohne Rückschläge und Mißerfolge, ohne Hemmungen des Leibes und der Nerven, der Selbstsucht und der Triebe darfst du dich dann voll auswirken in friedebringendem Dienst. Es ist eine Qual, nichts tun zu dürfen. Das habe ich in diesen Tagen bei den Flaks gesehen, die ich in ihren Stellungen besuchte. Es ist ein altes Scherzwort: Rund die Hälfte seines Lebens, wartet der Soldat vergebens. Diese Flakmänner haben es noch schlimmer: seit vier Wochen warten sie Tag und Nacht vergebens. Seit die feindlichen Flieger die ersten Schmeckproben deutscher Granaten aus der jetzigen Stellung erhielten, meiden sie diesen Bereich, wie sie es bei den vorigen Stellungen auch getan hatten. Nun liegen die Kanoniere in ihren kleinen Zelten oder Bretterhütten in ständiger Alarmbereitschaft. Sie haben nichts anderes zu tun, als da zu sein. Die einzige Abwechslung ist der Wachdienst. Alles hofft auf den Beginn der Offensive, die General Franco im Guadarama-Gebirge vorbereitet. Dann wird man gewiß wieder zu Schuß kommen, vielleicht auch wieder, wie oben an der galizischen Front, zwi- schendurch als Feldartillerie Verwendung finden! So lange aber heißt es warten, nichts tun und warten. Es ist das Problem der Offiziere, wie Körper und Geist der Mann- schaft zu beschäftigen und vor dem Einrostern zu bewahren seien. — Der Boden ist aufgeweicht. Ein naßkalter Wind bläst unangenehm um die Höhen. Schon als willkommenere Abwechslung wird mein Erscheinen freudig begrüßt. Ich besuche die Männer bei ihren Geschützen und Gefechts- ständen. Die ganze Batterie zu einem Feldgottesdienst

zusammenzuziehen, ist wegen der gebotenen Alarmbereit- schaft selten möglich. Ich habe eine Anzahl Choräle im Stabsquartier abziehen lassen. An Hand dieser Blätter mache ich Singestunden mit kurzen Ansprachen zwischen den einzelnen Liedern. Besonderen Anklang finden die Lieder von E. M. Arndt: „Wer ist ein Mann? Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut.“ „Auf, bleibst treu und haltet fest.“ „Ich weiß, woran ich glaube.“ Manch einer bittet, das Singeblatt behalten zu dürfen, und die mitgebrachten Verteilschriften und Neuen Te- stamente finden erfreute Abnehmer. Hier und da ergeben sich angeregte Aussprachen. Und als ich nachher an einer Hütte vorbeikomme, höre ich, wie man dort drinnen fleißig über die angeschnittenen Themen weiterdebattiert. — Mor- gen, Sonntag, werde ich, will's Gott, in Burgos den ersten Gottesdienst in einem kirchlichen Raum halten. Major D. hat bei der spanischen Behörde eine leerstehende Kapelle dafür freigekommen. Harmonium soll auch zur Verfügung stehen. Im Tagesbefehl ist freiwilliger Kirch- gang angekündigt. Ich bin gespannt, wie die Beteiligung sein wird.

Fresno bei El Burgo, den 19. 12. 1937

Eine arbeitsreiche Woche liegt hinter mir. Seit meiner Ankunft bei der Legion habe ich 12 Kasernenstunden gehalten, 10 Singe- oder Aussprachestunden, 3 Gottes- dienste und eine Abendmahlsfeier, 2 Lazarettandachten.

Außerdem die mehr persönlichen Aussprachen in Wachtstuben und Krankenrevieren, in Kantinen und Kaffinos, die Besuche bei Flugmeldewachen und Fernsprechvermittlungen, die Rücksprachen mit Stäben und Truppenchefs. Das wird übrigens noch eine Schwierigkeit: jeder Kommandeur wünscht mich zur Andacht am Heiligen Abend. Wie soll ich all diesen Wünschen gerecht werden? Obendrein noch bei diesen Entfernungen? Rund 1600 Kilometer habe ich bereits im Auto zurückgelegt. In Personewagen und Lastautos, in Krankenautos und Kraftradbeiwagen. So wie es sich immer traf. In den nächsten Tagen soll ich einen PKW. zur persönlichen Verfügung bekommen über die Weihnachtszeit. Ich hätte schon längst einen, aber der Verschleiß ist gewaltig bei den zerfahrenen Straßen. Die Hälfte der Wagen ist ständig in Reparatur. Den schweren Dienst des Kraftfahrers habe ich ja nun genügend kennengelernt. Gebirgsstraßen bei Glatteis und Nebel, Schlaglöcher, Pannen, Stunden um Stunden am Steuer, das alles erfordert nicht nur Nerven wie Draht, sondern vor allem Geduld und Pflichttreue. Ich wundere mich heute nicht mehr, wenn ich höre, daß ein großer Teil der Verluste unserer Legion nicht auf Feindeinwirkung, sondern auf Unfälle zurückzuführen sei. Ich will nie den Kraftfahrer vergessen, an dessen Lager ich im Krankenrevier El Burgo saß, bis er nach Burgos zum Lazarett gebracht wurde. Er war mit seinem Wagen auf vereister Gebirgsstraße ins Rutschen gekommen und gegen einen Baum gefahren. Äußere und innere Verletzungen verursachten ihm furchtbare Schmerzen. Fortwährend erzählte er im Fieber haargenau den Hergang des Unfalls, immer

wieder unterbrach er sich und fragte uns nach dem Befinden seines Beifahrers, der bewusstlos nebenan lag. „Ich bin doch für ihn verantwortlich“ . . . Kein Wort von Sorge um das eigene Schicksal, von eigenen Schmerzen. Nur sein Dienst, seine Pflicht, seine Verantwortung beschäftigten ihn die ganze Zeit. Sie sollten eigentlich im Flugzeug zum Lazarett gebracht werden wegen der Schwere der Verletzungen, aber wegen Schneegestöber konnte nicht gestartet werden. So mußten sie bei bitterer Kälte den schlimmen Weg im Krankenauto zurücklegen. 8 Stunden hat der Wagen für die 175 Kilometer gebraucht. Einige Tage später fand ich sie im Burgos-Lazarett wieder. Scheinbar waren sie über das Größte hinweg. Der Mann erzählte mir, das Vaterunser, was ich bei der Abfahrt noch im Krankenauto mit ihm betete, hätte ihn die Höllenfahrt über begleitet und mit Kraft und Frieden erfüllt. Der Beifahrer kann sich auf nichts besinnen. Er war die ganze Fahrt über bewusstlos. So haben beide Gottes Güte erfahren, aber sicherlich hat der Mann mit der Gebetserfahrung größeren Segen davongetragen. Wie ja überhaupt harte Zeiten den Einzelnen wie die Völker innerlich weiterführen als jene Zeiten, die unter der milden, leidfreien Güte Gottes stehen. Allerdings gehört dazu auch von menschlicher Seite ein Zupacken und Festhalten. Sonst war alles umsonst. Das hat ja das deutsche Volk zur Genüge erfahren. Und es ist zu erhoffen, daß das tiefe Leid, durch das Spanien jetzt muß, auch zum Segen für die Zukunft gewandelt werde. Heute abend habe ich einen tiefen Einblick in dieses Leid getan. Der katholische Pfarrer, in dessen Haus Haupt-

mann St. im Quartier liegt, und bei dem ich heute nacht zu Gaste bin, hat in leidlichem Deutsch von seinen Erlebnissen bei den Roten erzählt. Er hat sich, zusammen mit einem Amtsbruder, in Verkleidung in wochenlangen Drangsalen von Barcelona zu Fuß nordwärts zu den Pyrenäen und dort auf die weiße Seite durchgeschlagen. Jetzt hat er hier seit einigen Monaten die Dorfpfarrre in Verwaltung. Er hat heute abend im Nachbardorf, zusammen mit zahlreichen Gemeindegliedern, an der Feierstunde der L.N.-Kompanie teilgenommen. Ich wollte eigentlich eine Kasernenstunde halten. Als ich aber die vielen Spanier, Männer, Frauen, Kinder neben den deutschen Legionären sah, warf ich meinen Plan um, verteilte die Singblätter und machte eine Singstunde daraus, indem ich die einzelnen Lieder jeweils durch einige Sätze singgemäß miteinander verband. Der Pfarrer sagte mir nachher, der kräftige Gesang der evangelischen Choräle und die Andacht, mit der die Männer bei der Sache waren, hätten ihm und seinen Leuten einen starken Eindruck gemacht. Überhaupt scheint er unter den Erlebnissen der roten Christenverfolgung zu einer freundlichen Beurteilung der evangelischen Schwesterkonfession gekommen zu sein, im Gegensatz zu dem Bischof von El Burgo, der mir die leerstehende Seminarapelle um keinen Preis zu Gottesdiensten zur Verfügung stellen wollte. Hauptmann St. erzählte, nachdem der Pfarrer schlafen gegangen war, vom letzten Sonntag. Da hätte er mit seinen Offizieren dem Gastgeber eine Höflichkeit erweisen wollen, sie seien zu ihm in den Gottesdienst gegangen. Der Pfarrer stand, als sie eintraten, auf der Kanzel und pre-

digte. Als er seine Gäste sah, unterbrach er die Predigt, richtete einige Worte auf Spanisch an die zahlreich versammelte Gemeinde und rief sie mit zu einem schallenden dreifachen „Viva“ auf Deutschland, den Führer und die deutschen Freiwilligen, die tapferen Helfer gegen den Bolschewismus. Dann setzte er seine Predigt fort. Ein, wenn auch eigenartiges, so doch schönes Beispiel der deutsch-spanischen Freundschaft.

Almajan, den 22. 12. 1937

beim Stabe des Befehlshabers
der deutschen Legion.

Die seit Wochen vorbereitete Offensive Francos an der Guadalajara-Front ist abgeblasen. Die Roten haben bei Teruel überraschend angegriffen und die Stadt fast genommen. Eine tapfere Schar hält sich noch im Innern. Franco will erst Teruel befreien. Einige Formationen der Legion sollen mit beim Gegenangriff eingesetzt werden. Der Stab ist mitten in intensiver Arbeit. Ich bin ungewiß, ob sich nun mein Arbeitsplan für die Weihnachtsfeiern, der mir gestern genehmigt wurde, bei dieser veränderten Lage wird durchführen lassen. Seit gestern steht mir auch der Wagen zur Verfügung. Er ist jetzt gerade unterwegs nach El Burgo. Der katholische deutsche Pfarrer aus Lissabon, Msgr. W., ist dort eingetroffen, um eben-

falls der Legion zu Weihnachten zu dienen. Ich bin gespannt, ob wir uns über eine Zusammenarbeit werden einigen können oder ob er seine eigenen Pläne hat. Pfarrer W. ist den Herren beim Stabe gut bekannt. Er hat schon einige Male die Legion besucht und Gottesdienste gehalten. Man spricht sehr nett von ihm.

Gestern abend habe ich bereits einer Flakbatterie, die zum Teruel-Einsatz unterwegs ist, zwei Weihnachtsandachten gehalten. Ich fand sie bei Maranchon, 50 Kilometer südlich von hier. Sie war zum Schutz eines spanischen Oberkommandos hinter dem Dorf auf den Höhen in Stellung gegangen. Zuerst stieß ich, auf der Suche nach dem Batteriechef, auf den Divisionsstab selber. In einem großen Saale viele Tische. An einem stand der General mit Offizieren über Karten, die anderen Tische waren alle mit Offizieren oder Fernsprechstellen besetzt. Es war ein gewaltiger Trubel. Über 100 Menschen schätzte ich in dem Saal. Mit südländischem Temperament sprachen und gestikulierten in der einen Ecke Telephonisten und Befehlsempfänger, an den verschiedenen Tischen summten und läuteten die Telephone, Offiziere und Meldere kamen und gingen. Es ist erstaunlich, mit welcher Ruhe der General und sein Stab in diesem aufgeregten Bienenschwarm arbeiten konnten. Von dort fand ich den Weg zum Batteriechef. Hauptmann W. gab mir einen Mann mit, der mich hinauf zur Stellung führte. Die Geschütze standen zwischen Schaffürden. Die Mannschaften waren gerade dabei, sich für die Nacht in einigen niedrigen, kleinen Schaffställen einzurichten. Zwei Geschützbedienungen wurden in einem Stall zusammengerufen, hockten sich

auf die Erde, nahmen Kerzen zur Hand für die Liedertexte, und die Andacht konnte beginnen. Vom Sonderstab in Berlin ist mir ein tadelloses Grammophon nachgeschickt worden. Vor meiner Abfahrt hatte ich bei der Kantorei eine Anzahl Weihnachtschallplatten mit Weihnachtsliedern besorgt. So konnte die Andacht mit einem Orgelpräludium in Es-Dur beginnen. Die Ev. Bachvereinigung diente uns vierstimmig mit der Heinrich-Schütz-Sonate „Also hat Gott die Welt geliebt“. Der Prätorius-Kreis sang uns mit Orchesterbegleitung das altfudetendeutsche Lied „Kommet ihr Hirten“. So unterbrachen Ehöre und gemeinsamer Gesang in sinnvoller Abwechslung die Lesung der Weihnachtsgeschichte. Die lieben alten und doch immer wieder neuen Weihnachtslieder klangen auf: „Stille Nacht, heilige Nacht“, „O du fröhliche, o du selige“. Wie einst vor 1900 Jahren die Hirten auf dem Felde bei den Hürden, so hörten diese Soldaten die ewige Botschaft vom Frieden auf Erden, dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft, dem Frieden des Herzens und des Gewissens, dem Frieden mit Gott, den das Kind in der Krippe der Menschenwelt gebracht, und den kein Krieg und kein Haß zerbrechen kann. Von der Gottesliebe hörten sie, die in Jesus Christus Gestalt gewonnen hat, und die eine Antwort herausfordert in der Menschenliebe: Treue um Treue. An Kindheit-Weihnachten und Heimat dachten sie, diese harten Männer, und wurden weich im Gedenken der Lieben daheim. An Pflicht und Treue im Einsatz für Fahne und Vaterland und Führer dachten sie und wurden froh, im weltgeschichtlichen Kampf auf der rechten Seite zu stehen, nicht als „Rebellen“ und

Landsknechte, sondern als Streiter in vorderster Front des heiligen Krieges gegen die, die von Gott und Gottesliebe, von Christus, Krippe und Kreuz nichts wissen wollen. Und von Herzen stimmten sie ein in den Choral des Großen Zapfenstreichs:

„Ich bete an die Macht der Liebe,
die sich in Jesus offenbart.
Ich geb mich hin dem freien Triebe,
mit dem ich Wurm geliebet ward.
Ich will, anstatt an mich zu denken,
ins Meer der Liebe mich versenken.“

Unvergeßlich werden sie mir sein, diese Stunden in den kleinen Schlaffälen bei Maranchon: mit Kerzen und Weihnachtslied, mit Klängen aus Heimat und Ewigkeit, Inseln der Andacht inmitten eines Meeres von Kriegsgetümmel. Ob sie euch wohl gegeben haben mögen, was sie sollten: Ewigkeitskraft, unsichtbar, unwägbar, unberechenbar, aber doch spürbar als Kraft aus der Höhe, die hinüberhebt über Heimweh und menschliche Schwachheit, ja über den Tod? Oder ob für euch dies alles nur eine Abwechslung war, eine Stunde Romantik, sentimentale Stimmung, ausgelöscht durch das harte Erleben des Krieges der nächsten Tage? Ich werde es wohl nie erfahren. Das ist so das Los des Pfarrers. Er sät und sät. Früchte bekommt er selten zu sehen.

Am 1. Weihnachtsfeiertag im Flugzeug

zwischen Leon und El Burgo, den 25. 12. 1937

Bei herrlichem Sonnenschein sind wir in Leon gestartet. Jetzt fliegen wir durch „Waschkühe“. Wenn der Platz in El Burgo weiter in Nebel liegt, wie soeben drahtlos durchkommt, können wir nicht landen, müssen einen anderen Platz suchen oder umkehren, und unser Predigtplan geht in die Brüche. Bisher hat alles fabelhaft geklappt. Sieben Weihnachtsgottesdienste konnten wir durchführen. Rund 700 Kilometer haben wir dazu in 3 Tagen im Mercedes zurücklegen müssen. Erst zur Teruel-Front, dann rauf zur Guadalayara-Front, dann nach El Burgo. Pfarrer W. hat sich meinem Gottesdienstplan angeschlossen. Wir wirken gemeinsam. Die Weihnachtsgeschichte haben wir aufgeteilt und lesen sie abwechselnd zwischen Chorälen und Schallplatten. Die Ansprachen ergänzen sich tadellos. Das Gedenken der Gefallenen und das Schlußgebet hat er mir überlassen. So schließen wir jeden Gottesdienst mit Fürbitte für Heimat, Wehrmacht und Führer, für die Kameraden im Lazarett und die Hinterbliebenen der Gefallenen, für die Legion, für Spaniens Sieg und Frieden. Auf diese Art ist schon der äußere Rahmen der Gottesdienste ein schönes Bekenntnis zur Einheit im Glauben. Wir sind gute Kameraden geworden im gemeinsamen Erleben. 200 Kilometer waren wir zuerst unseren Flakbatterien in den Sack von Teruel nachgefahren — bei unserem halboffenen Wagen und dem strengen Frost war diese Gebirgsfahrt

zwar kein Vergnügen, aber voll interessanter Erlebnisse. Immer wieder aufs neue überholten oder trafen wir Kolonnen, Formationen, Batterien, Fremdenlegionäre, Milizen, marokkanische Reiter — ein phantastischer Gegensatz: Wüstensöhne in Schnee und Eis. Schließlich fanden wir abends den Troß zweier Flakbatterien bei Bronchales — „Bronchitis“ nannten unsere Männer dieses Dorf, zwar nicht ganz wortgetreu, aber bei dem Hundewetter sachlich richtig. Im Freien, unter dem schützenden Vordach einer Schule, im Stockfinstern ohne Tannenbaum und Kerzen, nur mit einer Taschenlampe, bereiteten wir den deutschen Kameraden fern der Heimat eine Weihnachtsfeierstunde. Dann mußten wir zurück, konnten nicht mehr weiter nach den anderen Formationen suchen.

Am nächsten Tage, dem Heiligen Abend, war 150 Kilometer weiter in Siguenza Gottesdienst gerichtet für die Jäger und Aufklärer. Wir erreichten sie noch knapp vor dem Stellungswechsel. In der riesigen Kathedrale standen die Formationen. Vier Tannenbäume aus der Heimat, mit Kerzen besteckt, lenkten die Blicke ab von der Verwüstung ringsumher. Sechs schwere Fliegerbomben hatten fast alles zerstört, was zu zerstören war. Durch das zertrümmerte Dach schaute der Himmel herein. Aber die Mauern, vor sieben Jahrhunderten für Jahrtausende gebaut, hatten standgehalten. Auf dem Turm wachte der Flugmeldedienst, bereit, uns beim Nahen feindlicher Flieger in die Schutzkeller zu jagen. In solcher Spannung, solcher Umgebung die Botschaft von Weihnacht: Troß Krieg und Haß Frieden und Liebe! Ich denke, das wird so leicht keiner vergessen.

Und wieder 150 Kilometer weiter nach El Burgo. Die Flakleute müssen draußen wachen bei ihren Geschützen. Trotzdem kann der Saal die Menge nicht fassen. Wir machten zwei Feiern hintereinander. Schade, das Grammophon war für den großen Raum zu schwach, die Lautverstärkung klappte wegen des ungleichmäßigen Stromes nicht. Desto kräftiger sangen die Männer die altvertrauten Weihnachtslieder. Die Zeit war so gelegt, daß wir im Anschluß die Rundfunkrede von Rudolf Heß an die Auslandsdeutschen hören konnten. Wir hörten seinen Gruß als Gruß der Heimat und all der Lieben daheim. Dann sprach der Kommandeur und faßte den Gegengruß an die Heimat in das Sieg-Heil für Führer und Vaterland. Die Nationalhymnen ertönten, und die Männer gingen in ihre Quartiere, wo überall geschmückte Tannenbäume und Festschmaus zu Gemeinschaftsfeiern luden.

Wir Pfarrer gingen hinüber ins Lazarett. Die beiden Ärzte hatten sich die größte Mühe gegeben, ihren Kranken den Heiligen Abend so schön wie nur möglich zu machen. Wieder Tannenbäume und traulicher Lichterglanz, bunte Teller und Geschenke. Wieder halfen uns die schönen Platten der Kantorei, die Herzen einzustimmen auf die Botschaft von der Gottesliebe.

Und dann sind wir noch mehrere Stunden durch die Unterkünfte gegangen und haben die Truppenteile bei ihren Feiern besucht, überall herzlich aufgenommen und gastlich bewirtet. Überhaupt, die Fürsorge für das Wohlbefinden der Soldaten ist musterhaft. An alles hat der Sonderstab in Berlin und die Intendantur in Burgo

gedacht: Hunderte von Tannenbäumen brachten den deutschen Wald zu den Männern in der Fremde, Kisten voll Kerzen waren gekommen und Kerzenhalter, Schmuck, bunte Teller, Liebesgabenpakete mit Stollen, Marzipan und Bächer für jeden einzelnen, Rauchwaren und Getränke in „rauhem Mengen“. Es ist ein schönes Gefühl für den Mann in der Fremde, von der Heimat umsorgt zu sein.

Wir haben eben vor El Burgo geschwenkt, haben jetzt Kurs auf Burgos, vielleicht wird dort der Platz nebelfrei sein. Brennstoff haben wir genug, um eventuell wieder nach Leon zurückzufliegen. Dort in der großen Ebene am Fuß der galizischen Alpen lacht noch immer der blaue Himmel.

Wir haben heute mittag dort im Angesicht des Schneegebirges Feldgottesdienst zwischen den Flugzeugen in warmer Sonne gehalten. Man sollte nicht denken, wieviel Männer notwendig sind, solch einen „Park“ zu bewachen, zu bedienen, zu versorgen. Und man sollte meinen, das sei ein friedlicher Etappenbetrieb, so weit ab vom Schuß eine Flugzeugfabrik im kleinen. Aber wir wurden eines anderen belehrt: bald nach dem Feldgottesdienst war Trauerparade. Ein Pilot ist gestern beim Probeflug tödlich abgestürzt, heute wurde er in die Heimat überführt. Ein schlimmes Weihnachten für seine Angehörigen daheim. In offener Halle stand der Sarg, Kameraden als Ehrenposten. Eine Kompanie unter Gewehr gab ihm die letzte Ehre. Viele spanische Offiziere und Behördenvertreter waren gekommen. Eine spanische Ehrenkompanie trat neben die deutsche. Die Männer

waren zwar mit ihren Gewehren und Griffen noch wenig vertraut, voll Neid und Bewunderung mögen sie die tadellosen Präsentiergriffe der deutschen Waffengefährten gesehen haben: sie standen wohl erst in den Anfängen, aber auch allerersten Anfängen ihrer Ausbildung. Doch der gute Wille war da. — Wir Pfarrer gaben Zeugnis vom „Leben trotz dem Tode“, das in der Heiligen Nacht in unsere Welt gekommen ist und die Himmelstür geöffnet hat. Dann sangen wir das Lied vom Kameraden, während der Sarg auf den Wagen geladen und zum Hafen überführt wurde.

Der Bordfunke meldet die Landemöglichkeit in Burgos. Vielleicht bekommen wir einen Wagen und können doch noch zum nächsten Gottesdienst zur Zeit kommen. Es sind allerdings 230 Kilometer bis dorthin.

El Burgo de Osma, den 27. 12. 1937

Mit umgekehrter Reihenfolge haben wir nun doch unser Programm durchführen können. Gut, daß ein Fernschreiber zur Verfügung stand, den Gottesdienst beim Stabsquartier um 24 Stunden zu verschieben. Wir haben den Nachmittag des ersten Feiertages noch gut ausgenutzt, hielten in den beiden Lazaretten in Burgos Weihnachtsandachten und hatten genügend Zeit zu Besuchen an den einzelnen Betten. Und am zweiten Feiertag gab's wieder einen Gottesdienst in der Seminar-

Kapelle. Wie vor 14 Tagen beim Adventsgottesdienst war der Besuch freigestellt, und auch dieses Mal wurde der Kirchenraum voll. — Gestern abend konnten wir dann im Stabsquartier den Weihnachtsgottesdienst nachholen. Aber diesem Tage und unser aller Stimmung lag als schwerer Schatten die schlimme Lage von Teruel: der grimme Frost und die ungünstigen Straßenverhältnisse lassen die Gegenoffensive nicht vorwärtskommen, die Lage der eingeschlossenen wackeren Verteidiger wird immer kritischer. Welch ein tapferes Volk sind doch die Spanier! Bataillone gehen mit entrollter Fahne zum Sturm vor ohne Artillerievorbereitung — nicht der zehnte Teil kommt zurück. Immer wieder hört man in allen Tonarten das Loblied singen vom spanischen Feldgeistlichen. Jedem Bataillon ist einer zugeteilt. Er geht mit der Truppe in der Uniform und im Range eines Feldwebels und teilt alle Gefahren und Strapazen mit den Kameraden. Zeitungen bringen ständig Berichte vom heroischen Einsatz dieser Männer. Mit der Fahne in der Hand sollen sie so manches Mal dem stürmenden Bataillon vorgegangen sein und den stockenden Angriff vorgerissen haben. Man nennt unverhältnismäßig hohe Prozentzahlen von gefallenem Feldkaplänen.

Eine stimmungsvolle, tief innerliche Weihnachtsfeier ergab sich ganz beiläufig am Abend des ersten Feiertages in Burgos im Kasino des Stabes, Hotel Castillo. Wir saßen nach dem Essen im kleinen Kreise beieinander. Wir beiden Pfarrer berichteten von unseren Weihnachtserfahrungen der letzten Tage. Jeder der Anwesenden gab eigene Erlebnisse aus seinem Leben dazu, die Kantorei-

platten taten auch hier ihre Wirkung, und so kamen wir auf das Wunder der deutschen Weihnacht. Wie doch in diesem Fest Deutschtum und Christentum zu einer unlöslichen Einheit verquillt sind! Das schärfste Seziermesser menschlichen Geistes wird hier nicht mehr die Bestandteile voneinander trennen können. Jeder wußte Beispiele zu berichten von der herzumandelnden Gewalt dieses Festes. So entsann ich mich eines Heiligen Abends südlich Dünaburg im harten Winter 1915/16. Bei Schneegestöber und schwierigen Wegen hatten wir Feldartilleristen ganz vergessen, daß eigentlich Weihnachten war. Und als wir todmüde und durchnäßt endlich in der Dunkelheit unsere Pferde in der Scheune eines einsamen Gehöftes untergebracht hatten, aber das ersehnte Quartier im Bauernhaus dicht belegt fanden von bereits schlafenden Infanteristen, die keine Miene machten, zusammenzurücken, da machte sich unsere gereizte Stimmung in wilden Flüchen und Drohungen Luft. Hier und da kam es bereits zum Handgemenge. Da wirkte ein Wort Wunder. Plötzlich rief einer in das Getümmel — war es ein Infanterist, war es ein Artillerist? —: „Aber Kinder, heute ist doch Weihnachten!“ Und siehe da, auf einmal war alles wie umgewandelt. Die Schimpfreden verstummten, die schlafenden Männer rumpelten auf, einer holte aus dem Garten ein Tannenbäumchen, jeder kramte im Tornister und Weihnachtspäckchen, brachte Kerzen zum Vorschein und Silberfäden, wie sie liebende Hände auf die kleinen Gaben gelegt, und bald saß alles friedlich und still um den leuchtenden Baum und teilte mit dem Kameraden neben sich Essen und Trinken, Na-

schereien und Rauchwerk. Das eine Wort „heute ist Weihnacht“ hatte etwas erreicht, was weder lange Reden noch Kommandogewalt hätten erreichen können: freiwillige Gemeinschaft, Liebe und Frieden. Das Wort „Weihnachten“ war wie ein Schlüssel zum verborgenen Schatzkästlein der Seele, und als er gefunden war, siehe, da paßte er für alle diese scheinbar so verschiedenen Schlösser, ja mehr, der Inhalt war bei allen der gleiche. Man könnte daraus auf eine seelische Erbmasse schließen. Tausend Jahre Christentum im deutschen Volke können ja schließlich auch nicht spurlos an der Seele des deutschen Volkes vorübergegangen sein.

Sevilla, den 2. 1. 1938

Meine Predigtreise geht nun dem Ende entgegen. Gern wäre ich weiter Legionspfarrer geblieben, aber mein Auftrag ist befristet. Das kirchliche Außenamt hat Pfarrer M. aus Madrid für den Seelsorgerdienst an den deutschen Evangelischen im bereits befreiten Spanien beordert. Er wird auch den Dienst an der Legion weiter versehen. Auch Pfarrer W. muß wieder zurück zu seiner Gemeinde nach Lissabon. Heut oder morgen wird für uns beide die Trennungsstunde schlagen und unserer treuen Kameradschaft ein vorläufiges Ende setzen. Ich werde über Spanisch-Afrika (Melilla) nach Mallorca fliegen, um dort auch den Seeflugern zu dienen, und dann weiter den

Rückflug über Rom nach Hause antreten. — Wir haben in den Tagen nach Weihnachten noch manchen Dienst tun können, haben kleinen Abteilungen von Flaks und Nachrichtentrupps noch nachträglich eine besinnliche Weihnachtsstunde bereiten können, haben in Burgos und Leon mit Neujahrsandachten das Weihnachtslicht in das ungewisse Dunkel des kommenden Jahres hineinleuchten lassen. Dann durften wir auf dem Fluge hierher noch einmal gehörig durchfrieren, daß uns die Zähne klapperten, um hier im wirklich warmen Süden wieder aufzutauen. In Leon begleitete ich meinen Kollegen W. in aller Frühe zu seiner stillen Messe in der wundervollen Kathedrale. Auch in einigen anderen Seitenkapellen amtierten Priester. Etwa zwanzig Frauen und einige Männer, darunter ein älterer Offizier, scheinbar auf Heimaturlaub, nahmen hier und dort betenden Anteil und holten sich aus heiliger Stille Kraft für den Alltag.

Heute haben wir unseren letzten Gottesdienst gehalten.

So blicke ich nun zurück auf vier ereignisreiche Wochen. Was den Dienst an der Legion so schön und befriedigend gemacht hat, war die wundervolle Aufgeschlossenheit für das Evangelium. Bei aller Verschiedenheit der seelischen Lage, in der die Predigt des Pfarrers den Soldaten trifft und die durch die Verschiedenheit der Beanspruchung in einer modernen Luftwaffenformation bedingt ist, glaube ich doch folgenden Richtsatz aufstellen zu können: je mehr der Soldat in seinem Dienst mit dem Tode rechnen muß, um so größer wird sein Interesse sein, ob und wie das Evangelium ihm Kraft zu Kampf und Tod zu

geben in der Lage ist, und je weniger der Soldat in Todesgefahr steht, um so mehr wird er sich für die weltanschauliche Seite des Religiösen interessieren.

Ursprünglich war ja geplant, ich sollte nur auf vier, fünf Tage zur Legion für die Weihnachtsfeiern. Ich bin doch sehr froh, daß ich dann schon die ganze Adventszeit hier sein durfte. So konnte ich doch vorher in Kasernenstunden und Aussprachen den Boden bereiten für die Weihnachtsbotschaft selber, konnte statt eines „besseren Weihnachtsmannes“ Seelsorger sein. Unzweifelhaft lag in hohem Maße das vor, was man etwas schief „religiöses Bedürfnis“ nennt: Verlangen nach Klärung und Sinnbedeutung all dessen, was sich mit Krieg, Dienst und Heimatferne unabweisbar aufdrängt, und tief unter dieser Schicht, mehr im Gebiet des Unbewußten, Sehnsucht nach dem Frieden eines in Gott ruhenden und seines Gottes gewissen Herzens. Hier Antwort und Ziel, Weg, Wahrheit und Leben aufzuweisen in der Gestalt Jesu Christi, dieses war mein Beitrag zu dem Dienst der deutschen Legion im großen weltgeschichtlichen Ringen in Spanien.

Arbeitshefte für die deutsche Jugend

- Nr. 1 Dein Körper! von Christian Karl Baur.
 Nr. 2 Hättest Du auch so geantwortet? von W. Sénéchal. 15. Tfd.
 Nr. 4 Das schönste Mädel! von Arnold Dannemann.
 Nr. 6 SOS! Wir verreden! von G. A. Sedat. 12. Tfd.
 Nr. 7 Eine Rothhaut spricht . . . von G. A. Sedat.
 Nr. 9 So hat mich Christus errettet von Rifat Dawut. 30. Tfd.
 Nr. 10 Drei sünden Christus von Arnold Dannemann. 13. Tfd.
 Nr. 11 Marsch in die Welt von Walter Deßchner.
 Nr. 12 Junge Deutsche beten von Willi Reschle. 10. Tfd.
 Nr. 13 Unlösbares Feuer von Walter Schinzer.
 Nr. 14 Keine — so wie sie von Martin Hiller.
 Nr. 15 Gott führte mich von Rifat Dawut. 15. Tfd.
 Nr. 16 Zeugen von W. F. Sachse.
 Nr. 17 Ich suche Gott von Fritz Pfeil.
 Nr. 18 Feste Herzen von Walter Schinzer.
 Nr. 19 Der Tiger von Gustav Adolf Sedat. 10 Tfd.
 Nr. 20 5 Minuten vor dem Tode von Arnold Dannemann.
 Nr. 21 Die Gottesfackel von Walter Schinzer.
 Nr. 22 Wir können Berge versetzen von G. Schmeißer.
 Nr. 23 Wider die Ungewißheit von Fritz Pfeil.
 Preis je 25 Pfg., ab 20 (gemischt) je 23 Pfg., ab 50 je 21 Pfg.,
 ab 100 je 20 Pfg.

Kämpfer des Lebens

Preis je 50 Pfg., 20 Stück (gemischt) je 45 Pfg.

- Nr. 1 Der Husar des Alten Fritz von R. D. Horch. 9.—12. Tfd.
 Nr. 2 Der „nährische“ Graf (Seppelin) von Edgar Baum.
 Nr. 3 Im Sattel für Deutschland von Walther Taube. 11. Tfd.
 Nr. 4 Der Schlosserjunge mit dem Doktorhut (Wilhelm Schmidt) von Edgar Baum. 9. Tfd.
 Nr. 5 Vater des Vaterlandes von Walther Taube (Doppelheft) (Generalfeldmarschall Reichspräsident von Hindenburg).
 Nr. 6 Reiterblut von Walter Schinzer (Doppelheft) (Das Heldenleben von Blücher). 7. Tfd.
 Nr. 7 Wir wagten den Flug von Edgar Baum (Ehrenfried Günther v. Hünefeld — der Dichter — Mensch — und Christ).
 Nr. 8 Würfelspiel um Tod und Leben von Willy Sénéchal.
 Nr. 9 Der Eiserne Kanzler von Walther Taube.

D st w e r k - B e r l a g , B e r l i n C 2

